

A.X. NESSEY (=Milena Jesenská) 1921

## **Meine Freundin**

Der Mensch besitzt die Fähigkeit zur Freundschaft nur, solange er noch ganz jung ist. Haben Sie das noch nie bemerkt? Später, sobald er älter oder, sagen wir: reifer wird, schließt er Freundschaften schrecklich schwer und mühsam, gleichsam ungern und gereizt und ganz entschieden nicht auf Dauer. Aber manchmal drängt sich eine solche Freundschaft durch das Leben auf eine zuweilen sehr seltsame Freundschaft und, wenn Sie so wollen, eigentlich schon gar keine Freundschaft mehr. Beethovens gute Freundin war angeblich ein alter, geschnitzter, breiter Speiseschrank, der in einer Zimmerecke stand. Meine Freundin ist meine Hausbesorgerin Frau Köhler, die jeden Morgen um sieben Uhr mit einem zärtlichen Ausdruck im Gesicht und einem Besen in der Hand an meinem Bett steht und - in ihren löchrigen Hausschuhen ungeduldig von einem Bein auf das andere tretend - mitleidsvoll darauf wartet, daß ich das Zimmer ver-

lasse, damit sie aufräumen kann.

Sie glauben wohl, ich will eine Humoreske schreiben?

Ganz und gar nicht. Ich schreibe gerührt und mit Tränen in den Augen. Diese Frau aus dem Volke, ein unverfälschter, ungebildeter proletarischer Trampel noch aus der verflissenen Generation, hat von allen Menschen auf der Welt das beste Herz, und ich liebe sie mit einer tiefen Liebe und Zärtlichkeit. Ich werde immer sentimental, wenn ich an sie denke. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mich ungewöhnlich weichherzig ausdrücke. Die Vorstellung ihres runden Mondgesichts, in dessen geometrisch exakter Mitte eine winzige Stupsnase sitzt, unter welcher ein breiter, sparsam bezahnter Mund klafft, eines Gesichts, das in einer Art wunderlicher Verlegenheit vor der Welt ewig schwitzt, rührt mich immer bis zur Ergriffenheit. Es hat lange gedauert, bis ich herausfand, welches Grinsen ihrer Züge Freude bedeutet und welches Schmerz und Zorn, aber mit der Zeit habe ich mir untrügliche Anzeichen ihrer Stimmungen eingepägt: so z. B.: wenn

sie Freude hat, sträubt sie ihre isolierte Oberlippe  
drohend

in die Welt hinaus, und wenn sie traurig ist, werden  
ihre Äuglein violett, als ob sie in Tränen ausbrechen  
wollte, und die Nase bläht sich auf zu ungeahnten  
Dimensionen. Wenn sie etwas will, umkreist sie  
mich in einer Art Hast, staubt dreimal hintereinander  
mein Tintenfaß ab und denkt von selbst daran, daß  
Mehl geholt werden muß, und heizt ein, ohne die Fenster  
sperrangelweit offenstehn zu lassen, was selten  
vorkommt. Ist aber etwas Schreckliches passiert, dann  
ist ihr Gesicht wirklich und wahrhaftig schreckensbleich  
und totenstarr, und ihre ganze Gestalt dreht sich  
gleichsam um die eigene Achse, als ob von oben, direkt  
von oben ein unerwarteter Keulenschlag niedergegangen  
wäre. Wenn ich diesen Ausdruck in ihrem  
Gesicht sehe, erstarre ich bis ins innerste Seelenmark  
vor Entsetzen: er ist immer berechtigt.

Das Angenehmste an ihr ist eine gewisse Regelmäßigkeit  
ihrer Dienstleistungen. Ich kann mich mit Be-  
stimmtheit darauf verlassen, daß sie auf die Minute

genau alles eine Stunde später macht, als ihr aufgetragen wurde. Sie müssen zugeben, daß das eine gute Eigenschaft ist, wenn sie zu einem so unumstößlichen Prinzip wird. Wenn ich will, daß sie um sechs einheizt, bitte ich sie, um fünf einzuheizen, und habe es dann um halb sieben warm im Zimmer. Übrigens herrscht diese Regelmäßigkeit überall und in allem. Ich weiß ganz genau, daß sie mir pro Jahr nicht mehr Strümpfe stiehlt als vier Paar, für jede Jahreszeit ein Paar, womit sie völlig auskommt. Mehr als fünf Würfel Zucker auf einmal sind nie aus meiner Zuckerdose verschwunden. Mehr als ein kleines Stückchen ist von dem Butterklumpen, der im Eisschrank liegt, nie abgeschnitten, und aus der Kondensmilchdose verschwinden allerhöchstens zwei Kaffeelöffel pro Tag. Sie nimmt nie mehr als sie braucht, und sie braucht wenig. Begeistert von so etwas wie Veredelungs-, Verbrüderungs- und Gleichheitsstreben, machte ich ihr vor einem Jahr den Vorschlag, sie solle nicht mehr stehlen, dann

würde ich ihr das, was sie regelmäßig stiehlt, lieber selbst geben. Ich habe sie damit zu Tode erschreckt, die arme Seele. Weil sie aus meinem Gesicht keinerlei List herauslesen konnte, traute sie sich nicht zu b> haupten, sie stehle nicht, und sie wußte nicht recht, was sie von mir halten sollte. Ihre ängstlichen Augen blickten mich zunächst vorwurfsvoll, dann verbittert an. Ich sah vollständig ein, daß sie im Recht war, und seither ist alles beim alten geblieben.

Es ist nicht gerade wenig, was wir zusammen durch gemacht haben. Diese drei Jahre über, die ich in dieser verfluchten Stadt sitze, ist sie mein Trost gewesen. Ich weiß, daß ihre Liebe zu mir ebenso groß ist wie meine zu ihr und daß ich mich auf sie verlassen kann. Aber das habe ich nicht immer gewußt. Seinerzeit, als ich den dummen Einfall hatte - geben Sie's doch zu, wer auf der Welt hat noch nie so einen Einfall gehabt? —, mich zu vergiften, hatte ich davon noch keine Ahnung. Als ich eine Woche lang in der leeren Wohnung lag, ohne eine Menschenseele zu kennen, halb bewußtlos, wurde ich täglich um die Mittagszeit durch

ein mächtiges Rütteln geweckt, mit dem Frau Köhler mich ins Leben zurückrief. In den Nebelschwaden meines Wachtraums schwamm vor mir ein verheultes, rundes Gesicht, zerlaufen wie Wasser, und nach Petroleum

stinkende Hände stopften mir einen großen, runden, schwarzen Knödel in den Mund, den sie mir eigenhändig gekocht hatte, nach ihrer etwas sentimental

Vorstellung von böhmischen Knödeln, von denen ich ihr immer laut vorgeschwärmt hatte. Das wiederholte sich so oft, bis ich Kraft genug hatte, diese schwarze Kugel wieder zu erbrechen. Ich glaube aber, daß ich mich nie wieder vergiften werde. Nicht aus Todesfurcht, sondern - weil kaum anzunehmen ist, daß wir beide uns voneinander trennen werden —, also, um aufrichtig zu sein: aus Furcht vor neuen Knödeln der Frau Köhler.

Übrigens war das noch nicht das Schlimmste, was wir beide durchgemacht haben. Es passierte, daß wir durch die politischen Verhältnisse von unseren respektiven

Heimatländern abgeschnitten, ich von Böhmen,  
sie von Ungarn — monatelang ohne einen Heller dasaßen,  
mit knurrendem Magen, auf dem Aschenkasten  
in ihrem Kellerloch, beim blakenden Licht einer  
Petroleumlampe  
und uns den Kopf zerbrachen, wie wir  
zu Geld kommen sollten. Hunger ist schlimm und  
eine fremde Großstadt grausam. Der Trödler im Haus  
nebenan hatte schon unsere Hemden geschluckt, und  
alle unsere Ringe lagen in der Pfandleihe; damit bezahlten  
wir die roten Rüben und das schmutzige  
Kraut, die wir mittags, abends, morgens und vormittags  
aßen, solange es ging. Aber nichts währt ewig.  
Und in dieser Unewigkeit erwies ich mich als der  
schwächere Kämpfer. Mein Magen vertrug das Kraut  
nicht, und mein allgemeiner Schwächezustand er-  
laubte mir nicht, mich weiter um unsere gemeinsame  
Speisekarte zu kümmern, die mir - wie das ganze Le-  
ben - schrecklich nutzlos vorkam. Aber Frau Köhler  
hat es für uns beide geschafft. Je apathischer ich war,  
desto lebhafter wurde dieses kleine Persönchen, und

ihre von »Gicht« geschwollenen Füße vollbrachten wahre Wunder, und ihr Gehirn heckte Transaktionen von geradezu börsenreifen Dimensionen aus. In dem dumpfen Glauben, daß man leben müsse, wirkte sie Wunder, die mir heute noch ein Geheimnis sind. Keine Krone, die sie nicht mit mir geteilt hätte, kein Stück Brot, von dem die größere Hälfte nicht mir zugefallen wäre. Wo wäre ich heute, wenn es sie nicht gegeben hätte? Damals habe ich mir gelobt, daß, wenn ich einmal Millionär bin, auch sie die Hälfte bekommt, und ich stehe fest zu meinem Gelübde. - Sie werden sehen.

Mein Gott! Wie drei solche Jahre mit einem umspringen. Damals waren wir das, was man eine Bohème Gemeinschaft nennt. Wir hatten allesamt nichts zu essen, und weil es bei uns doch weniger kalt war als auf einer Bahnhofsbank, geschah es oft, daß irgendeiner von den verzweifelten Mitgliedern dieser kleinen Gesellschaft die kleine Kammer hinter unserer Küche bewohnte, wo heute zum Zeichen gutbürgerlichen Wohlstands stolz ein Feuerholzstapel bis zur Decke



emporragt. Frau Köhler machte sich mit rührender Opferbereitschaft zum Kameraden all dieser Leutchen. Abgerissene Knöpfe, gerissene Schnürsenkel, ausgefranste Hemdkragen, schmutzige Schuhe, all das gewann unter ihrer mütterlichen Hand wieder ein adrettes, manierliches Aussehen. Sie nannte alle beim Vornamen und war gekränkt, wenn sie weggingen, ohne etwas von dem schwarzen Zichorienabsud geschluckt zu haben, den sie ihnen zu bereiten pflegte. Gedichte ihrer Schützlinge schnitt sie sich aus, um sie voll Stolz in der Nachbarschaft herumzuzeigen, und sie lud ihnen die Polizei auf den Hals, weil sie einen von ihnen für einen Kommunisten hielt und »nichts auf ihn kommen ließ«. Mit aufrichtiger Freude verfolgte sie unsere Fortschritte, und sie sind nicht undankbar, die ehemaligen zerlumpten Hungerleider.

Wenn W. aus Italien zurückkehrt, wo er sich für das Honorar seines letzten Romans aufgehalten hat, oder L. aus Prag kommt, von einer großen Zeitschrift mit einer wichtigen Mission betraut, oder wenn F. eintrifft, der heute Weinreisender, oder F., der Bahnbeamter

ist, dann stellen sich alle unten in ihrer kleinen Küche ein. Und da frischt sie ihnen selig die Bügelfalten ihrer Hosen auf und schüttelt den »gnä' Herren« die Hand, nachdem sie sie an der Schürze abgewischt hat. Aber in Momenten, wo uns beiden einsam und traurig zumute ist, gedenken wir gemeinsam derjenigen aus diesem Freundesbund, die der Not von damals erlegen und gestorben sind. Es sind drei. Sie vermochten nicht zu »verbürgerlichen«. Die Äuglein der Frau Köhler füllen sich mit Tränen, und durch den Abenddämmerchein des Raums trompetet ein gerührtes, mächtiges Schneuzen.

Frau Kohler ist Witwe. Ihr Mann ist im Kriege gefallen, und wenn Sie seine Photographie sehen würden, wären Sie verwundert. Er war ein sehr fescher Mann mit einem langen Schnurrbart. Aber Frau Kohler hat keinen Mangel an Freiern. Es bewerben sich Alte und Junge um sie, was sogar dazu führt, daß Frau Köhler den Ruf genießt, eine Sirene zu sein, einen Ruf, den sie nicht verdient, weil an allem nur ihr gutes Herz Schuld ist das niemandem etwas abschlagen kann. Ihre Liebe

gilt nur einem einzigen, der jedoch einen schrecklichen »Charakterfehler« besitzt: alle sechs Wochen trinkt er sich besinnungslos, kommt um Mitternacht zu Frau Köhler, stößt unter Gebrüll die Haustür ein (wenn sie zufällig abgeschlossen ist, was sie nicht zu sein pflegt, weil Frau Köhler nicht so kleinlich ist), prügelt sie mit seiner trunkenen Faust so, daß andern- tags mein Fußboden ungekehrt und ungebohnt bleibt. In den sechs Wochen dazwischen ist er still und friedlich wie ein Lamm, geht Kohlen holen und bringt ihr kleine Blumensträuße und Schokoladentäfelchen. Am Ende der sechs Wochen wiederholt sich der Vorfall. Frau Köhler zerschlägt dann vor Kummer Teller in meiner Küche, schüttelt den Kopf und jammert: »Nein, so etwas! So ein rothaariges Luder. Ich kann es ihr nachfühlen. Nur eins ist mir nicht klar: warum sie ihren Einziggeliebten »rothaarig« schimpft, wo er doch in Wirklichkeit so schön rabenschwarz ist? Aber vielleicht verwechsle ich ihn mit dem anderen. Das ist meine Freundin. Sie sehen, ich kann mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Sollte ich nach Amerika

übersiedeln, wird sie mein umfangreichstes Gepäckstück sein. Ich kann morgens nicht aufwachen, wenn sie nicht mit dem Besen und in ihrer bestickten Schürze neben meinem Bett steht. Wenn mir etwas zustieße, könnte ich mich niemandem anvertrauen, wenn ich sie nicht zu Hand hätte, und das Abendessen würde mir nicht schmecken, wenn ich wüßte, daß sie den ihr gebührenden Teil davon nicht gestohlen hat, was manchmal versehentlich auch passiert. Wir haben stillschweigend untereinander ausgemacht, daß wir einander nie verlassen. Wenn Sie also mich sehen sollten, werden Sie auch Frau Kohler sehen, und wenn Sie Frau Kohler erblicken, kann auch ich nicht weit sein.

Tribuna, III.Jg., Nr. 22 (27. 1. 1921), S. 1-3

Zitiert nach: Franz Kafka. Briefe an Milena. Erweiterte Ausgabe, S. Fischer 1986